Auf zum Iguazú!

Ein Weihnachtsausflug in den brasilianischen Urwald.

Vortrag von Dr. phil. Volkmar Hölzer,
Oberlehrer in Bielefeld.

Weitab vom Landungsplatze der großen transatlantischen Dampfer, die den Verkehr der jungen Millionenstadt Buenos Aires mit der alten Welt vermitteln, lag der bescheidene kleine Raddampfer «Dolores», der meine beiden Reisegefährten und mich den Paraná-Fluß aufwärts nach den jungfräulichen Urwäldern Brasiliens bringen sollte, von deren Rande das Wunder Südamerikas, der vielgerühmte Wasserfall des Iguazú, uns als verheißungsvolles Reiseziel entgegenwinkte.

Im Südhafen von Buenos Aires, an der Mündung des sogenannten Riachuelo in den La Plata, wo nur kleine Dampfer und Segelschiffe anzulegen pflegen, ging es ein wenig ruhiger zu als in dem vom brausenden Weltverkehr erfüllten Nordhafen, zwischen dessen mächtigen Warenspeichern eine buntzusammengewürfelte Menschenmenge aus aller Herren Länder sich durcheinander zu drängen pflegt, während über ihren Köpfen riesige hydraulische Kräne unablässig die gewaltigen Warenballen, welche die europäische Industrie nach Argentinien sendet, aus dem Schiffsinnern in die Speicher heben, um dafür sofort wieder die Landesprodukte: Weizen, Häute und Wolle, einzutauschen.

Den Rand des Südhafens dagegen umsäumen nur kleine alte Häuser, meist schmierige Matrosenkneipen enthaltend, aus denen fast zu allen Tageszeiten die einförmigen Weisen der Guitarren und Mandolinen ertönen. Zwischen ihnen verrät ab und zu eine alte baufällige Bretterbude oder ein vereinsamter ländlicher Rancho, daß erst seit wenigen Jahren der junge Riese Buenos Aires seine Glieder bis hierher ausgestreckt hat.

Erleichtert atmete alles an Bord auf, als gegen Mittag der Dampfer die Anker lichtete, das Geschrei der frechen italienischen Stauer und Gepäckträger, die hier wie überall in Südamerika den Hauptbestandteil der Hafenarbeiter bildeten, verstummte und die über die schlammigen Fluten des La Plata uns entgegenwehende Brise ein wenig die Backofenhitze des glühenden Dezembertages, der über der Stadt lag, milderte.

Während das Schiff den Kurs ſtromaufwärts nahm und an Buenos Aires vorbeiglitt, das mit ſeinen Paläſten, Kirchen und Fabriken, in Dunſt und Qualm gehüllt, zu unſerer Linken lag, muſterte ich ein wenig die Reiſegefährten, mit denen wir die nächſten Tage, auf engſtem Raume zuſammengedrängt, verleben ſollten. Die Argentinier befanden ſich diesmal entſchieden in der Mehrzahl, was in Buenos Aires mit ſeiner ſtarken europäiſchen Einwanderung durchaus nicht immer der Fall iſt.

Außer uns drei Deutſchen waren von Europäern nur zwei kleine Pariſer Modiſtinnen an Bord, welche die flaue Geſchäftszeit der Badeſaiſon zu einer Erholungsreiſe aufs Land benutzten. Den größten Teil unſerer Mitreiſenden bildeten Studenten und Lehrerinnen aus den Provinzen, welche die Ferienmonate in der Heimat zubringen wollten. Ihre dunkle, gelbbraune Hautfarbe, das ſtraffe und dichte ſchwarze Haar ſowie die etwas härtere, gutturale Ausſprache des Spaniſchen verrieten dem Kundigen ſofort, daß es Kreolen aus dem nordöſtlichen Teile Argentiniens waren, welche die ſtarke Beimiſchung von Indianerblut in ihren Adern nicht verleugnen konnten.

Kaum hatten wir Buenos Aires einige Tagereiſen hinter uns, ſo begannen ſie in der Unterhaltung untereinander das Spaniſche mit der in den Nordprovinzen noch ſo häufig geſprochenen Guarani-Sprache zu vertauſchen.

Raſch eilte der Dampfer an den von Trauerweiden und Pappeln umſäumten Inſeln von Tigre vorbei, zwiſchen denen ſich Sonntags eine ungezählte Menge fröhlicher Ausflügler auf Rudernachen und Motorbooten zu tummeln pflegt.

Dann begann das Mündungsdelta des Paraná, deſſen flache von Weidengebüſch umſäumte Ufer im allgemeinen wenig Abwechslung bieten. Hurtig arbeitete ſich unſer kleiner Dampfer zwiſchen den zahlreichen Inſeln hindurch ſtromaufwärts, von dem kundigen Piloten oft ſo nahe am Ufer entlang geſteuert, daß die Weidenzweige ſeine Kajütfenſter ſtreiften.

Ab und zu ſchauten aus dem friſchen Grün der Inſeln die braunen Schilfdächer der Ranchos hervor, in denen betriebſame italieniſche Anſiedler ihr Heim aufgeſchlagen hatten. Unter ihren fleißigen Händen verwandeln ſich die ſumpfigen Dickichte des Paraná-Deltas allmählich in blühende Obſtpflanzungen.

Auch die kleinen Kampſtädtchen Campana, Zárate und San Pedro, deren helle Landhäuſer und Kirchtürme freundlich herüberwinkten, nehmen dank der italieniſchen Einwanderung ſchnell zu. Beſonders Campana, wo eine große engliſche Fleiſchgefrierfabrik (frigorífico) beſteht, macht den Eindruck eines raſch aufblühenden Binnenhafens.

In noch höherem Grade gilt dies von Rosario de Santa Fe, wo wir am nächsten Tage in glühender Mittagshitze anlegten. Die neuen mit ungeheuren Kosten errichteten Hafenanlagen dieser Stadt sind mit den modernsten Errungenschaften der Technik ausgestattet, so daß auch die größten transatlantischen Dampfer unmittelbar am Ufer löschen können.
Etwa 25 mächtige Seeschiffe, die bei unserer Ankunft im Hafen lagen, gaben Zeugnis von der kommerziellen Bedeutung Rosarios, das als zweite Stadt der Republik die Zahl von 170 000 Einwohnern erreicht hat und als »Seehafen im Binnenlande« für die Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte wie Weizen, Mais, Häute und gefrorenes Fleisch stetig an Bedeutung gewinnt.
So wichtig nun auch Rosario für den Großhandel sein mag, dem Vergnügungsreisenden bietet es nur sehr wenig Sehenswertes. Geradlinige Straßen, deren Holzpflaster unter den sengenden Strahlen der Mittagssonne pestilenzialische Düfte aushauchte und deren meist niedrige Häuser erschreckend einförmige Fronten darboten; große regelmäßige Plätze mit wohlgepflegten Anlagen und schönen Palmengruppen, aber geschmacklosen Denkmälern, eine architektonisch nichtssagende Kathedrale und ebensolcher Justizpalast, sowie ein im Entstehen begriffener Stadtpark — war alles, was wir auf einer kurzen Rundfahrt von dieser Stadt der Arbeit zu sehen bekamen.
Als der Dampfer sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, gewährte der Luftzug auf dem Vorderdeck wenigstens etwas Erleichterung gegen die nachgerade unerträglich gewordene Hitze. Dort drängte sich denn auch die kleine Reisegesellschaft in ziemlich gedrückter Stimmung zusammen, und nur die verzweifelten Versuche, die unser Reisegenosse Dr. K., ein Neuling in Südamerika, machte, um mit Hilfe von «Meyers kleinem Sprachführer» mit den anwesenden Señoras und Señoritas eine Unterhaltung auf Spanisch zu führen, konnten bisweilen die gesunkene Stimmung ein wenig aufheitern.
Der Anblick, den Strom und Landschaft während der nächsten Tage der Flußfahrt boten, war auch nicht gerade dazu angetan, die allgemeine schlechte Laune, die sich nach und nach der meisten Passagiere bemächtigt hatte, zu vermindern.
Zwischen flachen Ufern und Inseln, deren sommerlich dürre Grasflächen nur selten durch einen malerischen Rancho oder eine weidende Rinder- und Pferdeherde belebt wurden, wälzte der Riesenstrom, dessen Breite hier noch über 10 000 m beträgt, seine schlammig-gelben Fluten dahin. Von ihnen wurden die flimmernden Strahlen der unbarmherzigen Dezembersonne so grell zurückgeworfen, daß die geblendeten Augen vergeblich nach einem Ruhepunkte suchten. Auch die Nächte brachten wenig Kühlung,

ſo daß an Schlaf in den dumpfen Kabinen nicht zu denken war. Trotzdem es meiſt ſtockdunkel war, ſetzte der Dampfer ſeine Fahrt auch nachts mit ungeminderter Schnelligkeit fort, von dem alten italieniſchen Steuermann, der auf Paraná-Schiffen ergraut war, ſicher zwiſchen den zahlreichen Sandbänken und Untiefen des ſchlammigen Flußbettes hindurchgeſteuert. Der Kapitän, ein ſehr entgegenkommender Uruguayier, zeigte uns bereitwilligſt die Merkmale, die ihm als Richtungspunkte für ſeinen Kurs dienten, aber unſer an Gas- und elektriſches Licht gewöhntes Auge vermochte nichts als ſchwarze, undurchdringliche Finſternis wahrzunehmen. Wie ſehr ſind wir modernen Großſtadtkinder doch an Schärfe der Sinne den in der freien Natur lebenden Menſchen unterlegen!

Bemerkenswerte Punkte in der Öde und Leere der Uferlandſchaft waren nur der etwa 30 Kilometer nördlich von Roſario gelegene Convento de San Lorenzo, wo am 3. Februar 1813 der argentiniſche Nationalheld San Martin ſeinen erſten Sieg über die Spanier erfocht, ferner das aufblühende Paraná, die am linken Ufer gelegene Hauptſtadt der Provinz Entre-Rios, die jetzt an 25 000 Einwohner erreicht hat, und endlich die der Kemmerich-Kompagnie gehörige große Fleiſchextraktfabrik Santa Elena, deren ſtattliche von Anpflanzungen und Ranchos der Arbeiter umgebene Fabrikgebäude ſich im Schein der Abendſonne maleriſch an der hohen Böſchung des linken Ufers abhoben. Im allgemeinen aber herrſchte der Eindruck der weiten unbegrenzten Einſamkeit vor, den der argentiniſche Kamp ſo oft auf den an völkerreiche Dörfer und Städte gewohnten Europäer macht.

In der Provinz Corrientes, deren Grenze wir am vierten Reiſetage erreicht hatten, beginnt bereits unter den niederen Volksklaſſen die indianiſche Guaraniſprache dem Spaniſchen den Rang ſtreitig zu machen, und weiter nach Norden, in Misiones und der Republik Paraguay, wird ſie auch von der beſſeren Geſellſchaft im Familienverkehr bevorzugt.

Zum erſtenmal fiel mir ihre allgemeine Anwendung unter den Arbeitern («peones») im Hafen der kleinen weiter landeinwärts gelegenen Stadt Goya auf. Dieſe Correntiner «gauchos» waren meiſt große, ſehnige Geſtalten mit hohen, ſchmalen Schultern und dunkelbraunen faſt bartloſen Geſichtern, von denen viele deutlich indianiſche Abſtammung verrieten. Ihre Kleidung bot für europäiſche Augen gar manches Auffällige und Ungewöhnliche. Sie trugen breitrandige sombreros (Filzhüte), weite, faltige bombachas (Pumphoſen) und, von den Schultern nachläſſig herabhängend, den landesüblichen poncho, d. i. ein großes viereckiges Tuch aus dunklem Wollſtoff mit einem Schlitz in der Mitte zum Durchſtecken des Kopfes; für Reiter unleugbar ein äußerſt

praktiſches Kleidungsſtück. Im Gürtel ſteckten meiſt ein Revolver und ein breites Meſſer mit Lederſcheide, während an den Füßen ungeheure Radſporen klirrten.
Dieſe ſowie die eigentümlich hohen Sättel mit ſchuhartigen Steigbügeln und die rieſigen Kandaren des Zaumzeuges zeigten unverkennbar Ähnlichkeit mit den entſprechenden Stücken der Ritterrüſtungen in der Armería Real zu Madrid. Nach meinem Dafürhalten dürfte Ausrüſtung und Pferdegeſchirr der gauchos eine der allerletzten Erinnerungen an die ſpaniſche Konquiſtadorenzeit ſein, die ſich in Argentinien noch erhalten haben. Bald wird auch dieſes Ueberbleibſel vergangener Zeiten vor der unaufhaltſam vordringenden modernen Kultur verſchwunden ſein. —
Plötzlich wurde die ſtumpfe Abſpannung, die infolge des unbarmherzigen Sonnenbrandes von neuem an Bord herrſchte, unterbrochen durch den Ruf: »un yacarey! un yacarey!«
Richtig lag am Ufer, mit weitgeöffnetem Rachen ſchlafend, ein mächtiges Krokodil, auf das ſofort von der Schiffsmannſchaft und den Reiſenden mit Jagdflinten und Revolvern ein wahres Salvenfeuer eröffnet wurde. Doch erreichte keins der zahlreichen Geſchoſſe das Tier, denn es ließ ſich in ſeinem Mittagsſchlafe nicht im geringſten ſtören.
Etwas erfolgreicher war eine Jagd, die ich kurz darauf in meiner Kabine unternahm und bei der ich ein halbes Dutzend jener kleinen grauen Tierchen zur Strecke brachte, welche den Schrecken jeder guten deutſchen Hausfrau zu bilden pflegen. Dieſe kleinen Plagegeiſter hatten mir offenbar einen Vorgeſchmack geben wollen von der Inſektenqual, die unſer weiter aufwärts am Iguazú wartete. Leider hatte ich kein Verſtändnis für dieſe liebenswürdige Abſicht, ſondern blies ihnen kurzerhand das Lebenslicht aus, was mir diesmal den nach des Tages Laſt und Hitze wohlverdienten Schlaf verſchaffte.
Tags darauf wurde die Landſchaft bald abwechſlungsreicher und anziehender, denn zu unſerer Linken begann ſich, erſt fleckenweiſe, dann immer dichter und dichter werdend, der Urwald des Gran Chaco auszudehnen.
Gewaltige Baumrieſen, von Lianen und Schmarotzerpflanzen umrankt und faſt bis zur Krone von undurchdringlichem Geſtrüpp eingeſchloſſen, traten bis dicht an die im zarten Grün des Bambusrohres ſchimmernden Flußufer heran. Mächtige Stämme, vom Hochwaſſer unterwühlt, waren in den Strom geſtürzt, und ihre Wurzeln und Zweige, im Verein mit der üppigen Ufervegetation, bildeten eine unüberwindliche Mauer, die jedem Eindringling den Zugang in das Heiligtum des Urwaldes wehrte.
Am Spätnachmittage warf unſer Schiff Anker bei dem kleinen Flecken Barranqueras, der erſt vor kurzer Zeit als Knoten-

punkt der ſchmalſpurigen franzöſiſchen Chaco-Eiſenbahn entſtanden iſt. Da dieſe bald bis zum Pilcomayo weitergeführt ſein wird, verſpricht die kleine Anſiedlung ſich in einen wichtigen Holzausfuhrhafen zu verwandeln.

Hier verließ uns ein angenehmer Reiſegefährte, der in Roſario an Bord gekommen war, ein alter Engländer, der vor achtundzwanzig Jahren ins Land eingewandert war und es im wilden Chaco am Ufer des Pilcomayo, nach hartem Ringen zum wohlhabenden Estanciero gebracht hatte.

Es iſt eine eigentümliche Erſcheinung, daß inmitten romaniſch-kreoliſcher Bevölkerung die beiden feindlichen Vettern, Engländer und Deutſche, ſich im allgemeinen ſehr ſchnell anzufreunden pflegen. Gar oft habe ich es in Südamerika, namentlich unter Koloniſten und auf Auswandrerſchiffen, beobachten können, wie ſofort eine gegenſeitige Abſonderung der zwei großen Gruppen, Romanen und Germanen, ſtattfindet, während die weniger zahlreich vertretenen Slaven und Balkanvölker ſich mehr zu den erſteren halten. Den Romanen und Kreolen gegenüber pflegt der ſtolze John Bull uns Deutſche doch als mehr oder weniger gleichſtehende Raſſe anzuerkennen.

Unſer alter Estanciero, der als echter Engliſhman trotz ſeines langen Aufenthalts in Südamerika nur gebrochen Spaniſch ſprach, wußte recht intereſſant zu erzählen von den Freuden und Leiden der erſten europäiſchen Koloniſten, die ſich am Pilcomayo unter den Chaco-Indianern angeſiedelt hatten, ſo daß wir ihn ungern ſcheiden ſahen.

Sonderbar war es, wie ſich in ſeiner eigenen Familie die Raſſen gemiſcht hatten. Trotz ſeiner geringen Wertſchätzung der Romanen hatte er ſich in Ermangelung einer engliſchen Miss mit einer Italienerin verheiratet, und ſeine beiden älteren Kinder zeigten ausgeſprochenen Neapolitanertyp, während der Jüngſte nach dem Vater geraten und von faſt rein germaniſchem Charakter war.

In der milden Nachmittagsſonne lagen zahlreiche Hafen- und Eiſenbahnarbeiter phlegmatiſch an der Uferböſchung von Barranqueras. Außer einigen Italienern waren die meiſten Chaco- und Guarani-Indianer. Weiß der Himmel, was aus dieſem tollen Durcheinander der verſchiedenartigſten Völker noch einmal für eine Raſſe in dem geſegneten Lande Argentinien entſtehen wird!

Es iſt doch merkwürdig, wie die kirchlichen Feſte von der umgebenden Natur abhängen; beinahe hätten wir alle drei vergeſſen, daß es Weihnachtsabend war und man daheim gerade beim warmen Ofen die Lichter des Chriſtbaumes anzündete, während wir erleichtert aufatmeten, daß die glühenden Strahlen der ſüdlichen Sonne eben etwas nachzulaſſen begannen.

Gegen 6 Uhr näherten wir uns der gleichnamigen Hauptſtadt der Provinz Corrientes, deren helle, einſtöckige Häuſer, von ſchlanken Palmen überragt und blühenden Gärten umgeben, ſich auf der Flußſeite äußerſt maleriſch darboten.

Corrientes wurde ſchon zu Anfang der ſpaniſchen Kolonialzeit, am 4. April 1588 von dem adelantado Don Juán Torres de Vera y Aragón gegründet. Auch jetzt noch gibt es darin einige alte Häuſer, die mit ihren Giebeldächern aus Hohlziegeln, ihren Gitterfenſtern und Veranden nach andaluſiſcher Art angenehm in den langweiligen, gradlinigen Straßen und Plätzen auffallen. Sonſt bietet Corrientes, das gegenwärtig 27 000 Einwohner zählt, nur wenig Sehenswertes.

Auch macht es im allgemeinen nicht den Eindruck raſchen, unentwegten Fortſchrittes, den man ſonſt in Argentinien überall hat. Wie wir hörten, herrſchte ſeit einiger Zeit auch geſchäftlich völliger Stillſtand infolge der unſicheren politiſchen Lage,*) die ſchon mehrmals das Eingreifen der Nationalregierung in die provinziellen Streitigkeiten veranlaßt hatte und jeden Augenblick den Ausbruch einer neuen Revolution gegen den derzeitigen gobernador befürchten ließ.

Als wir nach einem kurzen Rundgange, der völlig genügte, um alles Sehenswerte in Augenſchein zu nehmen, zum Fluſſe zurückkehrten, fand eben Parade der Garniſon auf der «plaza» ſtatt. Die militäriſche Haltung und das ſaubere Ausſehen der Truppe ließ erkennen, daß bis hierher an die Grenzen der Ziviliſation der Einfluß der im argentiniſchen Heere tätigen deutſchen Inſtruktionsoffiziere gedrungen war.

Bei Einbruch der Nacht bog unſer Dampfer in den Alto Paraná, den Oberlauf des Stromes ein, der hier in weſtlicher Richtung fließt.

Da ſich inzwiſchen dunkle Gewitterwolken zuſammengeballt hatten, paſſierten wir in tiefſter Finſternis die hiſtoriſche Stelle zwiſchen Paso de la Patria und Humaitá, wo während des Krieges der Tripelallianz Argentinien, Uruguay und Braſilien gegen den Tyrannen Solano López (1865—1870) das Heer der Verbündeten übergeſetzt war, während ihre Kanonenboote die heldenmütig verteidigten Stellungen der Paraguayier bombardiert hatten.

Die Ufer wurden jetzt, namentlich auf der linken Flußſeite, ſteiler und ſteiler, auch traten bisweilen ſtatt des bisherigen gelbbraunen Lehmbodens rötliche Sandſteinbänke, Baſalte und eiſenhaltige Tongeſchiebe zutage. Meiſt waren ſie jedoch mit dichtem Buſchwerk, Bambusſtauden, zwiſchen denen ſich kleine Affen und grüne Papageien ſchaukelten, ſowie prächtigem Hochwald bedeckt.

---

*) Es handelt ſich um die politiſche Lage am Ende des Jahres 1908.

Unſere Reiſegeſellſchaft hatte inzwiſchen durch eine freundlich entgegenkommende Correntiner Familie angenehmen Zuwachs erhalten. Eine nette señorita, die dazu gehörte, war Schülerin der «escuela normal de profesoras» (Lehrerinnen-Seminar) und ſuchte ſich infolgedeſſen mit dem ganzen Wiſſensdurſt einer angehenden Lehrerin über Deutſchland und europäiſche Verhältniſſe zu unterrichten, während ſie ihrerſeits in liebenswürdigſter Weiſe Auskunft über alles, was uns unbekannt war, gab.
Infolge der Kehllaute des Guarani machten den Correntinern die ſonſt für Spanier und Argentinier geradezu unausſprechlichen Gutturale des Deutſchen verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten, ſo daß unſere freundliche profesora mit größter Leichtigkeit einige deutſche Brocken aufſchnappte und uns nachher beim Abſchied ein ganz korrektes: «Auf Wiederſehn, meine Herren!» zurufen konnte, das wir in Guarani mit: «adiós, cuñadaý boná!» (Adieu, ſchönes Mädchen!) beantworteten.
Durch die Unterhaltung mit der dunkeläugigen Correntinerin erfuhren wir gar manches Wiſſenswerte, z. B. Namen und Verwertung der zahlloſen Holzarten des Urwaldes, ſowie die Bedeutung der indianiſchen Ortsbezeichnungen.
Im Gegenſatz zum Spanier und Kreolen, der im allgemeinen nur ſehr wenig Sinn für Naturſchönheiten beſitzt, verrät der Guarani-Indianer durch ſeine Benennungen eine äußerſt aufmerkſame und liebevolle Beobachtung der umgebenden Natur.
Leider habe ich von den Belehrungen aus ſchönem Munde nur ſehr wenig behalten. Sowohl die Namen als das Ausſehen jener Hunderte von verſchiedenen Baumarten, an denen unſer Dampfer vorbeiglitt, ſind meinem Gedächtniſſe wieder entſchwunden.
Wenn ich mich recht erinnere, gaben die hohen truppweiſe zuſammenſtehenden Araukarien, die hier pinos genannt werden, ein koſtbares, feinfaſeriges Holz, während die mächtigen roten und weißen quebrachos ſich durch hartes, tanninhaltiges Holz auszeichnen, ebenſo wie die eiſenharten Stämme der lapacho, nandubay, urunday und guayaibí.
Verſchiedene Lorbeerarten, der Weihrauchbaum, der curupay, pterebí, tarumá, alecrín und ungezählte andere liefern vortreffliches Material für Möbeltiſchlereien und feinere Schreinerarbeit.
Ein ſonderbar wulſtiger, ſtachelbeſetzter Stamm führt den Namen samuhuyuchán, ſpaniſch palo borracho, d. h. auf deutſch «der beſoffene Knüttel!»
Wieder ein anderer ſtattlicher Baum, deſſen hellgelbe Blüten aus dem Waldesdunkel hervorleuchten, heißt ibirapitá, und die auffallenden roten Blüten, die wie Kranichſchnäbel ausſehen und zwiſchen graugrünen ſaftigen Blättern ſchimmern, gehören dem ceibo an.

Kautschuk liefern der curupicay, mangaisí und payaquá, während von dem ambay, der zwischen dem sonstigen Grün sofort durch seine hellgrauen Blätter in die Augen fällt, ein Tee, den man gegen Schnupfen und Heiserkeit anwendet, gewonnen wird.
Endlich gibt es noch eine große Anzahl Bäume, wie der algarrobo, aguay, yatay und mbocay, die eßbare Früchte tragen.
Die Strömung im Flusse war jetzt an vielen Stellen außerordentlich stark, so daß unser kleiner Dampfer tüchtig dagegen anzukämpfen hatte. Bisweilen traten auch am Ostufer Reihen von Sanddünen an den Fluß heran, ein Zeichen, daß wir uns der laguna Iberá (glänzendes Wasser), einem riesigen wohl 15 000 qkm ausgedehnten Sumpf- und Steppengebiete näherten, das wahrscheinlich ein früheres Bett des Paraná darstellt und mit ihm jetzt noch durch ober- und unterirdische Kanäle in Verbindung steht.
An jenem Tage war unser Reiseziel das am Nordrande der laguna Iberá zwischen Sümpfen und Sandflächen (esteros) gelegene Städtchen Ituzaingó, eine schon ältere Ansiedlung, die nur wenig modernen Fortschritt zeigte.
Unser Schiff blieb die Nacht über vor Ituzaingó liegen, und die gesamte Mannschaft sowie fast alle Reisenden gingen an Land, um das Weihnachtsfest durch einen Ball zu feiern. Auch wir wurden von einem der Honoratioren des Ortes freundlichst zur Teilnahme aufgefordert, lehnten jedoch dankend ab, denn Deutsche und Engländer pflegen mit ihrem ungelenken Walzer zwischen den graziösen Tänzern spanischer Rasse stets nur eine ziemlich lächerliche Figur zu machen.
Wir zogen es daher vor, an Bord zurückzukehren und uns mit dem ersten Maschinisten zu unterhalten. Es war dies ein Holländer, der schon in jungen Jahren ins Land gekommen war und lange Zeit auf argentinischen Kriegsschiffen gedient hatte. Er sprach fließend deutsch und wußte recht unterhaltend von seinen Fahrten und Erlebnissen in den Meeren des Südens zu erzählen, so daß uns die Stunden auf dem Oberdeck während der lauen Mondnacht im Fluge vergingen und wir erst in vorgerückter Stunde die dumpfen Kojen aufsuchten.
Nachdem im Morgengrauen die letzten Damen endlich, müde getanzt, wieder an Bord erschienen waren, lichtete der Dampfer die Anker und arbeitete sich pustend und fauchend gegen die Strömung aufwärts, denn durch große Inseln wie Apipé Grande, Apipé Chico, Cerrito, Santa Isabel und Caiguá eingeengt, schossen die rötlich-gelben Fluten des Alto Paraná pfeilschnell dahin.
Um 5 Uhr morgens passierte unser Schifflein, in allen Fugen ächzend, den Salto de Apipé, eine große Stromschnelle, die durch eine mächtige Granitbank im Flußbette verursacht wird.

Inzwiſchen hatte das Verhängnis unſeren Freund M. erreicht. Sein Künſtlerauge fühlte ſich durch das edle ſpaniſche Profil und die braunen Gazellenaugen der freundlichen Correntinerin ſo angezogen, daß er der Verſuchung, ſie zu porträtieren, nicht widerſtehen konnte. — Doch da war es um ihn geſchehen. Kaum erblickten die übrigen Señoras und Señoritas das wohlgelungene Bild, ſo wollten ſie ſamt und ſonders auch gemalt ſein, und es blieb dem armen Herrn M. weiter nichts übrig — denn wer vermöchte dem Flehen ſchöner ſchwarzer Kreolenaugen zu widerſtehen? — als bei einer infernaliſchen Hitze, und von wütenden Mosquitoſtichen gepeinigt, die anweſenden Damen eine nach der andern zu konterfeien.

Am Spätnachmittage langten wir in Posadas, Hauptſtadt des Territoriums Misiones, unſerem vorläufigen Reiſeziele, an. Die Stadt, welche etwa 9000 Einwohner zählen mag, liegt hoch über dem Fluſſe am Abhange eines bewaldeten Höhenzuges; ihr gegenüber auf dem niedrigen Weſtufer, gleichfalls am Rande des Waldes, Encarnación del Paraguay.

Der überraſchend maleriſche Anblick, den Posadas mit ſeinen feſtungsartigen, halbverfallenen Kaſernengebäuden vom Fluſſe her bietet, verſchwindet allerdings bald, wenn man vom Hafen zur eigentlichen Stadt emporſteigt.

Die «plaza principal» zwar zeigt ſchöne Anlagen, eine neue Kirche, Regierungsgebäude und mehrere größere Geſchäftshäuſer. Aber abgeſehen von den Straßen im Mittelpunkt, macht der übrige Ort noch einen recht urwüchſigen, hinterwäldlichen Eindruck. Im allgemeinen überwiegen die rohen Ranchos aus Bambusrohr, deren Inneres von Schmutz ſtarrt, über die Häuſer.

Poſadas iſt vorläufig noch als äußerſt ungeſunde Stadt gefürchtet. Sumpffieber, Typhus, Pocken und Beulenpeſt erlöſchen während der heißen Jahreszeit eigentlich nie vollſtändig. Wundern kann man ſich bei den jetzigen hygieniſchen Verhältniſſen nicht darüber. In allen Ecken und Goſſen ſtinkt es geradezu beſtialiſch nach irgend welchen vermodernden oder verweſenden Stoffen, und mir ſtanden die Haare zu Berge, als ich ſah, wie die aguaderos (Waſſerholer) mit ihren Fäſſern direkt in den Hafen fuhren, wo die Abwäſſer der Stadt wie in einem Trichter zuſammenliefen, und hier inmitten der Boote und badenden Viehherden Waſſer ſchöpften, welches dann bloß durch einen Filter aus Bimsſtein notdürftig geklärt wird. Brunnen gibt es nur in den beſſeren Häuſern, und man wird begreifen, daß ich bei dieſem Anblicke den Beſchluß faßte, in Posados kein anderes als Mineralwaſſer aus Flaſchen zu trinken.

Trotzdem iſt nicht zu verkennen, daß dieſer Ort eine große wirtſchaftliche Bedeutung hat als Handelsmittelpunkt für die zahl-

reichen jungen Anſiedlungen im Urwalde. Man hatte hier den Eindruck eines weit bedeutenderen Handelsverkehrs als in Corrientes, das infolge der unſicheren politiſchen Lage darniederliegt. Unzweifelhaft wird Posadas ſchnell aufblühen, beſonders, wenn erſt im angrenzenden Paraguay wieder ruhigere Zuſtände herrſchen, wozu vorderhand allerdings wenig Ausſicht iſt.

Die Preiſe, welche wir als «gringos» (Fremde) in Posadas zahlen mußten, hatten freilich bereits die äußerſte Höhe des modernen Fortſchrittes erreicht; da ſchon wiederholt Touriſten, welche den Iguazú beſuchen wollten, hier durchgekommen waren, ſtand die Fremdenausbeutung bereits in ſchönſter Blüte. Für Pferde zu einem kleinen Spazierritt in die Umgebung wurden uns beiſpielsweiſe 8 Peſos (= 16 Franks) pro Stück abverlangt, ſo daß wir uns mit einem Rundgange begnügen mußten.

Dabei machten wir die Bekanntſchaft eines rheiniſchen Schiffbauers, der auf der ziemlich bedeutenden Werft im Hafen arbeitete. Unter ſeiner Leitung wurden gerade von indianiſchen Arbeitern die Spanten eines mächtigen eiſernen Flußſchiffes aufgeſtellt, und er war des Lobes voll von der Anſtelligkeit und Geſchicklichkeit dieſer Leute bei einer ſo ungewohnten Tätigkeit. Lange konnten wir den Morgenſpaziergang allerdings nicht ausdehnen, denn die Hitze ſtieg bald auf 39 Grad im Schatten. Als ſich darauf am Nachmittage ein gewaltiges Gewitter entladen hatte, erfolgte binnen weniger Stunden ein Temperaturſturz von 17 Grad, ſo daß man am Abend fröſtelnd wärmere Kleidung hervorholte. Natürlich ſind derartige plötzliche Wechſel nicht gerade zuträglich für das Nervenſyſtem des Mitteleuropäers.

Trotz energiſchen Abratens von Seiten unſeres Wirtes unternahmen wir am folgenden Tage einen Ausflug in das gegenüberliegende Encarnación, um auch etwas paraguayiſche Luft zu atmen. Man hatte uns ſchon in Buenos Aires allerlei Mordgeſchichten erzählt über die Unſicherheit, die ſeit der letzten Revolution in Paraguay herrſchte, und die mancherlei Schikanen, die der Fremde von den Behörden infolge des Belagerungszuſtandes zu erleiden habe.

Derartige Dinge pflegen jedoch in Südamerika, wie ich aus Erfahrung wußte, an Ort und Stelle immer nur halb ſo ſchlimm zu ſein, wie geſagt wird. Das war denn auch hier der Fall.

Wir wurden auf dem anderen Ufer von der paraguayſchen Grenzwache nicht im geringſten beläſtigt, im Gegenteil, alle Perſonen, die von uns um irgendwelche Auskunft gebeten wurden, bemühten ſich, durch große Zuvorkommenheit zu beweiſen, daß die paraguayos nicht die «salvajes» (Wilden) ſeien, als die ſie von ihren böſen Nachbarn, den Argentiniern, verſchrien würden.

Außer den Soldaten der Grenzgarniſon und einigen Jungen und Greiſen waren faſt gar keine Männer, ſondern nur Weiber im Orte zu ſehen. Wie man uns ſagte, hatte ſich der größte Teil der männlichen Bevölkerung in die Wälder geflüchtet, um nicht gewaltſam unter die Regierungs- oder Revolutionstruppen geſteckt zu werden.

Handel und Verkehr lag infolge dieſer Verhältniſſe natürlich ſehr darnieder; in der Poſthalterei konnten wir unſere Anſichtskarten nicht verſchicken, weil man ſeit Monaten keine Marken mehr von der Hauptſtadt Asunción erhalten hatte. Ebenſo fehlte es an Geld. Die aus den verſchiedenſten Stücken zuſammengeklebten, ſchmutzſtarrenden Papierpeſos mußten äußerſt behutſam angefaßt werden, damit ſie einem nicht unter den Händen zerfielen.

Auch im Hafen ſah man faſt nur Frauen. Wenn ein Dampfer anlegte, wurde er ſofort von einer Menge Boote umringt, in denen unter bunten Sonnenſchirmen alte und junge Paraguayerinnen ſaßen und für wenige Centavos Apfelſinen, Bananen und Tabak feilboten. Dabei bliesen ſie ſelbſt ununterbrochen mächtige Rauchwolken aus ihren großen Zigarren.

Der Paraguaytabak iſt ganz vorzüglich, aber dieſe aus friſchen, kaum getrockneten Blättern gedrehten Zigarren, wie ſie der Eingeborene liebt, ſind furchtbar ſchwer, wahre »Dreimännerzigarren«. Wenn man ſie jedoch einige Tage trocknen läßt, ſchmecken ſie recht gut. Meiſt waren dieſe Verkäuferinnen ſchrecklich häßliche, alte Vetteln mit dunkelbraunen, verrunzelten und pockennarbigen Geſichtern, doch fielen auch einige recht ſympathiſche Erſcheinungen durch helle Farbe und ſchöne dunkle Rehaugen auf.

Encarnación ſelbſt iſt eine ſchmutzige kleine Stadt von etwa 6000 Einwohnern, aber vom ſchönſten Walde umgeben. Leider mußten wir einen Ausflug in denſelben bald aufgeben, denn die zahlreichen Waldbäche, die den Weg kreuzten, waren infolge des Gewitterregens vom vorigen Tage ſo angeſchwollen, daß ſie ein Weiterkommen zu Fuß bald unmöglich machten.

Wir kehrten in einer elenden Kneipe, die ſich ſtolz als »Hotel alemán« (deutſches Gaſthaus) bezeichnete, ein und konnten mit Mühe etwas Schinken und Eier bekommen. Der Beſitzer war ein zugewanderter Deutſchbraſilianer aus Porto Alegre, der aber das Deutſchtum bewahrt hatte. Auch ſeine Kinder, alſo ſchon die zweite in Amerika geborene Generation, ſprachen ein unverfälſchtes Schwäbiſch.

Hier in Misiones und den gegenüberliegenden Küſtenſtrichen von Paraguay gibt es eine ganze Anzahl Koloniſten aus den öſtlichen Provinzen unſeres Vaterlandes. Auch viele Polen haben ſich hier angeſiedelt, und es gewährt einen äußerſt komiſchen Anblick, wenn

ſie, ungeachtet der glühenden Tropenſonne, bei Märkten und kirchlichen Feſten in ihrer heimiſchen Pelztracht und den hohen Stulpſtiefeln erſcheinen.
Sehr vertrauensvoll ſah der kleine alte Raddampfer, der uns nach mehrtägigem Warten endlich zur Weiterfahrt aufnahm, trotz ſeines wohlklingenden Namens »Edelira« allerdings nicht aus, aber wir waren froh, aus dem ungeſunden Poſadas ohne Fieberanfall fortgekommen zu ſein.
Unſere Reiſegefährten der I. Klaſſe waren faſt alle argentiniſche, paraguayiſche und braſilianiſche Koloniſten. Unter ihnen befand ſich jedoch auch ein junger etwa ſiebzehnjähriger Deutſch-öſterreicher, ein friſcher, zutraulicher Burſche, der uns erzählte, er ſei mit dreizehn Jahren aus dem Thereſianum in Wien entlaufen, da er die gräßlichen griechiſchen Verba nicht habe erlernen können.
Nachdem er ſich als Arbeiter auf Schiffen und Estancias einiges Geld verdient, ſei er jetzt nach Paraguay gekommen und habe ſich in der Anſiedelung des deutſchen Koloniſators Mainzhusen ein Stück Land gekauft; augenblicklich wäre er damit beſchäftigt, auf ſeinem Beſitztum unter Beihilfe zweier indianiſchen Peone den Urwald zu roden und ein Blockhaus zu zimmern.
Der kräftige, energiſche Burſche war offenbar mit Leib und Seele bei ſeiner Aufgabe und bereute es keinen Augenblick, den Händen der klaſſiſchen Philologen entſprungen zu ſein; ich ſelbſt aber, der zu dieſer Zunft gehöre, dachte im Stillen: Ach, möchte doch ſo mancher, der auf den höheren Schulen ſich ſelbſt und ſeinen Lehrern das Leben ſchwer macht, es dieſem Jungen gleichtun und einen praktiſchen Beruf ergreifen, ſtatt aus törichtem Standesvorurteil der Eltern um jeden Preis ſtudieren zu wollen. Er braucht darum ja nicht gleich als Koloniſt in die Urwälder Paraguays zu gehen, denn harte Arbeit und eiſerne Ausdauer ſind nötig, um hier auf einen grünen Zweig zu kommen, da auch die reiche Natur dieſes geſegneten Landes nichts umſonſt ſchenkt.
Wie uns der junge Auswanderer erzählte, wird von den Anſiedlern zunächſt mit dem «machete», einer Art Faſchinenmeſſer, das dichte Geſtrüpp, welches den Urwaldboden bedeckt, oberflächlich entfernt und, wenn es trocken genug geworden iſt, angezündet.
In den durch die Aſche gedüngten und mit dem Machete oberflächlich aufgelockerten Boden wird dann zuerſt Mais geſät, und bei der Fruchtbarkeit des jungfräulichen Bodens ſollen Ernten von 1000 Kilo per Hektar keine Seltenheit ſein. Außerdem werden noch Bananen, einige Gemüſe und vor allem die nahrhafte Mandioka-Wurzel, die den Anſiedlern das Brot erſetzt, gepflanzt.
Im zweiten Jahre wird wiederum das üppig wuchernde Geſtrüpp abgebrannt und dem diesmal etwas tiefer umgegrabenen Boden

Mais, Bohnen, Mandioka, Hirse, Zuckerrohr und Tabak anvertraut. Im dritten Jahre endlich pflegt man den Boden nochmals durch Feuer zu säubern und gründlich von den Resten des Gestrüpps und den Wurzeln zu reinigen; worauf man ihn ruhen läßt, um dann im vierten Jahre mit dem regelrechten Umpflügen und Anbauen zu beginnen.
Zugleich werden die vom Feuer leicht angesengten Baumstämme gefällt und in den Fluß gerollt, wo sie zu Flößen, hier «hangadas» oder «yangadas» genannt, verbunden und von kleinen Schleppdampfern nach Corrientes, Rosario und Buenos Aires gebracht werden.
Der Reichtum von Nutzhölzern in den Wäldern von Misiones und Paraguay ist ganz außerordentlich groß. Es soll etwa 160 verschiedene Arten Bäume, ebensoviel Sträucher und 5 verschiedene Klassen von Palmen geben; außerdem unzählige Lianen, Baumfarne, Efeus, Bambus, Bananen und dergl. Davon wären allein etwa 40 Holzarten vorzüglich zu Tischler- und Zimmermannsarbeiten geeignet.
Die Fruchtbarkeit der reich bewässerten roten Erde ist unter dem milden Klima einfach unglaublich. Die Kolonisten bauen mit bestem Erfolg: Mais, Weizen, Wein, Mandioka, Bananen, Apfelsinen, Zitronen, Ananas, Kaffee, Kakao, Tabak, Zuckerrohr, Yerbamate, eine Eichenart, von deren Blättern der beliebte Paraguaytee gewonnen wird, und an einigen Stellen auch Reis, Baumwolle und Flachs.
Die nützliche Mandioka- (Maniok-) Wurzel soll jährlich 40—50 000 Kilo bringen, das Zuckerrohr 30—50 000 gutes Rohr, aus dem sich durchschnittlich 4000 Kilo Zucker gewinnen lassen. Der Tabak, von dessen vorzüglicher Qualität ich mich selbst mehrfach überzeugt habe, erlaubt jährlich 3 Ernten, die etwa 1000 Kilogramm pro Hektar Ertrag geben.
Die Veranwortung für alle diese Angaben muß ich bei meiner gänzlichen Unkenntnis in landwirtschaftlichen und botanischen Dingen allerdings meinem Gewährsmann überlassen. Nur so viel kann ich versichern, daß man sich von der Üppigkeit des Pflanzenwuchses jener paradiesischen Gegenden bei uns in Deutschland nicht die entfernteste Vorstellung machen kann.
Der Hektar Land wird dort gegenwärtig zu 3 bis 4 Pesos verkauft, so daß ein fleißiger, mit kräftigen Armen ausgerüsteter Ansiedler sehr wohl die Aussicht hat, hier sein Glück zu machen. Allerdings soll schon mancher, der frischen Mutes Hand ans Werk legte, bald erlahmt sein, als er sich im verzweifelten Ringen mit dem Urwalde Schritt für Schritt den Besitz seines Grund und Bodens erkämpfen mußte.
Die Weiterfahrt den Alto Paraná hinauf war sehr genußreich. Die mit herrlichstem Urwalde bedeckten Ufer rückten

allmählich immer näher aneinander, ſo daß die Breite des Fluſſes, die unterhalb Paraná an einigen Stellen noch 10000 m erreicht hatte, nur noch 600 bis 1000 m betrug und dieſe früher ſo trägen Fluten jetzt in dem engen Felſenbette pfeilſchnell dahinſchoſſen. Zahlloſe Wirbel im Strome ſowie ſchroffe Abhänge aus Porphyr- und Baſaltgeſtein am Ufer ließen erkennen, daß wir uns allmählich dem Berglande Braſiliens näherten.

Am Horizont hemmten ſanft anſteigende, im blauen Duft verſchwindende Höhen den Ausblick, aber in der grünen Wand der Ufer öffneten ſich hin und wieder Lichtungen (obrajes), die einigen von ſchlanken Palmen überragten Ranchos Platz gewährten.

An einem ſolchen Fleckchen lag z. B. der hiſtoriſche Ort Campichuelo, wo am 19. Dezember 1810 der Patriotenführer Don Manuel Belgrano, der ſich plötzlich aus einem Advokaten zum General emporgeſchwungen hatte, ſeinen erſten Sieg über die ſpaniſchen Truppen, welche die Provinz Paraguay verteidigten, davontrug.

Gegenüber am linken Ufer erblickten wir Candelaria, ebenfalls ein Ort von geſchichtlicher Bedeutung, denn die heute nur aus wenigen Ranchos beſtehende Anſiedelung war einſt Mittelpunkt des blühenden Jeſuitenreiches von Paraguay. Von hier aus wurden die zahlreichen Reduktionen verwaltet, in denen Hunderttauſende bekehrter und ziviliſierter Guarani-Indianer unter der milden Leitung der Väter vom Orden Jeſu glücklich und zufrieden lebten.

Nach der Austreibung der Jeſuiten durch die ſpaniſchen Behörden im Jahre 1767 haben ſich ihre Beichtkinder wieder in die Urwälder zerſtreut, ihre Niederlaſſungen ſind zerfallen und in den Bürgerkriegen Argentiniens und Paraguays völlig zerſtört worden.

Noch jetzt zeugen tief im Waldesdunkel verborgene Ruinen, die von der Tropenvegetation in wahre Dornröschen-Schlöſſer verzaubert worden ſind, von der einſtigen Herrlichkeit des »Imperio Jeſuítico«, unter anderem San Ignacio, San Carlos, Apóstoles, Corpus, Trinidad, Jesús u. a.

Leider hatte ſich unſer Dampfer in der Nähe von Candelaria eine kleine Havarie geholt, indem er mit dem Rade auf einen verborgenen Felsblock aufgeſtoßen war. Die Reparatur hielt uns ſolange auf, daß wir erſt gegen Mitternacht zu der auf paraguayiſcher Seite angelegten deutſchen Siedelung Hohenau kamen. Wir ſahen daher von ihr nur einige Ranchos und Blockhäuſer, die vom hellen Mondſchein beleuchtet, in friedlicher Ruhe dalagen.

Nach der angenehm kühlen Mondnacht brachte uns der folgende Tag, der letzte des Jahres 1908, um ſo größere Sommerglut.

Wir paſſierten an ihm mehrere «obrajes» (Lichtungen), wo große «asserraderos» (Dampfſägemühlen) die mächtigen Urwaldſtämme zu Balken und Brettern an Ort und Stelle verarbeiteten, ſo daß ſie in fertigem Zuſtande flußabwärts geflößt werden konnten.
Aus einer ſolchen Lichtung auf paraguayiſcher Seite ſtiegen dichte Rauchwolken empor, und kahle, feuergeſchwärzte Bäume ſtreckten ihre dürren Äſte traurig gen Himmel. Beim Näherkommen gewahrten wir eine Anzahl Peone, die mächtige Stämme die Uferböſchung herab zum Fluſſe wälzten, indem ſie dabei jedesmal in ein gellendes, echt indianiſches Freudengeheul und Händeklatſchen ausbrachen, wenn es ihren vereinten Kräften gelungen war, einen der gefällten Rieſen ins Rollen zn bringen.
Ganz eigentümlich wirkte es auf uns, wie wir im Munde der braunen Geſellen neben indianiſchen Ausrufen und den üblichen ſpaniſchen Flüchen auch einige anheimelnde deutſche Laute, wie: »Schweinerei!« »Gott verdammt!« »Donnerwetter!« hörten.
Wir befanden uns nämlich wieder in einer deutſchen Anſiedelung, der Colonia Maintzhusen, die erſt vor kurzer Zeit angelegt worden war.
Die Ranchos und Zelte der Einwanderer verſchwanden noch völlig im Grün des Urwaldes, gegen den man eben den Kampf begonnen hatte.
Hier hatte auch der junge, freundliche Öſterreicher, der den Schreckniſſen der griechiſchen Grammatik entronnen war, ſein Zelt aufgeſchlagen, um ſich ſeinen eigenen Grund und Boden mit Feuer und Axt zu erobern. — Möge ihm das Glück dabei hold ſein und reichen Erfolg beſcheren!
Während unſer Dampfer an dieſer und anderen Lichtungen vorbeifuhr, erhob ſich zwiſchen den Peonen am Ufer und der Schiffsmannſchaft ein wahrhaft homeriſches Schimpfduett. Da die Unterhaltung in Guarani geführt wurde, konnten wir leider nicht verſtehen, worum es ſich handelte. Nach dem brüllenden Gelächter zu ſchließen, das ſie begleitete, mußten es jedoch recht gepfefferte Liebenswürdigkeiten ſein, die man ſich gegenſeitig an den Kopf warf.
Im allgemeinen machten mir die Leute den Eindruck großer, gutartiger Kinder, und ich kann wohl verſtehen, daß die Jeſuiten mit dem Prinzip, ſie als ſolche zu behandeln, ſo ausgezeichnete Erfolge erzielt haben.
Wiederholt verengte ſich das Flußbett jetzt auf 200 bis 300 m, und ſtöhnend mußte die kleine Edelira gegen die gewaltige Strömung ankämpfen.
In der romantiſchen Wildnis, die uns umgab, herrſchte tiefe, melancholiſche Ruhe, nur ſelten unterbrochen durch das Gekreiſch davonſtiebender bunter Papageien. Der einzige Ton,

der ſich andauernd vernehmen ließ, war das eigentümlich ſchwirrende Pfeifen der ſogenannten chicharas, großer brauner Zirpen, die mit ihren Flügeldecken ein weithin vernehmbares metalliſches Geräuſch hervorbrachten. Sonſt unterbrach nichts als das gleichmäßige Puffen des Dampfers die friedliche Stille der Wildnis; kein lebendes Weſen ließ ſich erblicken. Nur herrliche in allen Farben des Regenbogens ſchillernde Schmetterlinge, vor allem große, ſchöne Bambusfalter mit atlasblauen Flügeln umgaukelten leiſe das Schiff.

Glutrot ſank die Sonne dieſes für uns alle drei unvergeßlichen Sylveſtertages des Jahres 1908 hinter den düſteren Kronen der Urwaldbäume hinab, und unmittelbar darauf, faſt ohne Übergang bedeckte ſchwarze Finſternis Strom und Wald.

Unbeſchreiblich ſchön ſind die Sonnenuntergänge in jenen Breiten, obwohl ſie nur wenige Augenblicke dauern. Kaum iſt die glühende Scheibe des Tagesgeſtirnes hinabgetaucht, ſo breitet ſich über den weſtlichen Horizont ein leuchtendes gelbgrünflimmerndes Band, während im Oſten dunkle Streifen aufzulaufen beginnen, die in allen Schattierungen von Lila, Violett oder Roſa ſpielen und am Zenit in ſattes Blau übergehen. Bald zerfließen dieſe Farben in ein einziges, von flüſſigem Golde durchglühtes Rot, das ſchnell erbleichend verliſcht, indem vom dunklen Saume der Wälder her ein tiefes Blauſchwarz, zwiſchen dem die Sterne ſilbern aufblitzen, das Himmelsgewölbe überzieht.

Es war Sylveſternacht, aber zu dem heimiſchen Punſch verſpürte nach dem ſonnendurchglühten Tage keiner von uns Neigung, ſondern wir zogen es vor, die wenigen Stunden Nachtkühle zur Ruhe zu benutzen, um uns für die Hitze des kommenden Tages zu ſtärken.

Ein freundliches: «feliz año nuevo!» (glückliches Neujahr!) des Kabinenſtewards, eines waſchechten Indianerjungen, weckte mich am andern Morgen.

Wahrlich, ſo ſtrahlend und glückverheißend hatte mir noch nie die Sonne eines Neujahrsmorgens entgegengeleuchtet wie diesmal in der paradieſiſchen Waldeinſamkeit des Alto Paraná!

Zahlloſe kleine und größere Zuflüſſe, die in weißſchäumenden Kaskaden die ſteilen Uferwände herabſtürzten, unterbrachen das dunkle Grün des Urwaldes und belebten die im Sonnenglanz ſo ruhig und friedlich daliegende Wildnis.

Einen der ſchönen Waſſerfälle, den am Weſtufer gelegenen Nacunday, konnten wir glücklicherweiſe beſuchen, da man hier eine größere Lichtung gehauen hatte und der Dampfer zum Holzladen einer längeren Aufenthalt nehmen mußte.

Nachdem wir die ſteile Uferböſchung emporgeklettert waren, an deren Rande ſich inmitten der friſch gerodeten Waldblöße mehrere

Ranchos aus Lehm und Bambusrohr befanden, gelangten wir auf einem verschlungenen Saumpfade zwischen Bambusstauden, hier «tacuaras» genannt, von denen einzelne 10—15 m Höhe erreichten, nach dem Katarakte.
Noch waren die Strahlen der Morgensonne nicht durch die dämmernde Wölbung des mächtigen Blätterdaches, das sich über unseren Köpfen ausdehnte, hindurchgedrungen, so daß erquickende Kühle in dem taufrischen Urwalde herrschte, und nach kurzer angenehmer Wanderung befanden wir uns am Ñacunday, einem hellen, klaren Bergstrom von einigen 50 m Breite, der donnernd und brausend über eine Basaltschwelle von etwa 30 m Höhe herabstürzte.
Auf beiden Seiten neigten gewaltige Baumriesen ihre majestätischen Kronen über den weißen Gischt des Falles, und mächtige entwurzelte Stämme hatten sich auf einem vorspringenden Felsen in der Mitte des Absturzes zu einem wilden Chaos emporgetürmt. Auf ihnen saßen verschiedene ñacundás, eine Art wilder Truthähne, die dem Flusse den Namen gegeben haben, während hoch oben im blauen Äther über den Wipfeln große Geier ihre Kreise zogen.
Immer enger und steiler wurden nun auf der Weiterfahrt die Ufer, und immer häufiger durchbrachen Gesteinsmassen das üppige Grün der Pflanzendecke.
Gegen Abend näherten wir uns dem Endpunkt der langen Dampferfahrt. Bei Sonnenuntergang wurde die berühmte Dreiländergrenze passiert, wo an der Mündung des Iguazú-Flusses in den Paraná Argentinien, Brasilien, und Paraguay zusammenstoßen, und mit einbrechender Dunkelheit landeten wir endlich an der kleinen brasilianischen Militärkolonie Puerto militar, dem Ziele unserer langen Flußreise.
Auf dem Schiffe hatte man viel erzählt von der Unfreundlichkeit der brasilianischen Zollbeamten, und in der Tat war die Stimmung zwischen Brasilianern und Argentiniern eine recht gereizte infolge der törichten Agitation des Dr. Estanislao Zeballos in Buenos Aires, eines unglaublich eitlen und gewissenlosen Politikers, der als Minister des Auswärtigen eine ziemlich klägliche Rolle gespielt hatte und nach seinem etwas unfreiwilligen Rücktritt von diesem Posten am liebsten zur Befriedigung seines gekränkten Ehrgeizes einen gänzlich ungerechtfertigten Krieg zwischen Argentinien und Brasilien heraufbeschworen hätte.
Der erste Empfang, der uns auf brasilianischem Boden zuteil wurde, war denn auch anfangs nicht gerade freundlich. Es wurde uns barsch bedeutet, wir sollten das Gepäck an der Küste liegen lassen und warten, bis uns ein Beamter zur Revision ans Zollamt begleiten würde.

So hatten wir denn wieder einmal Gelegenheit, südamerikanische «paciencia» zu üben. Ein kräftiges Donnerwetter nach altbewährtem preußischen Muster wäre in solchen Fällen das Verkehrteste, was man tun könnte. Spaniern und Kreolen gegenüber ist das einzige Mittel, um etwas zu erreichen, ruhige, gleichmäßige Höflichkeit, wenn man auch innerlich vor Wut bersten mag. Unser geduldiges Warten sollte diesmal ebenfalls belohnt werden. Als schon die Nacht hereingebrochen war und wir noch immer in etwas ungemütlicher Stimmung auf unseren Gepäckstücken wartend saßen, kam plötzlich ein Herr die Uferböschung herab und bot uns in fließendem, wenn auch etwas fremdländisch klingendem Deutsch seine Hilfe an. Es war ein Deutschbrasilianer, der in Coritiba, im Innern des Landes, ein großes Holzgeschäft besaß und sich vorübergehend in der Militärkolonie aufhielt.
Nun änderte die Lage sich mit einem Schlage. Die Zollbeamten waren die Liebenswürdigkeit selber und halfen uns das Gepäck den steilen Uferhang hinauf ins Hotel bringen, ohne es irgendwie zu revidieren.
Dieses «Hotel» war eine Bretterbude, in der ein Uruguayier zu hohen Preisen Speisen und Getränke verkaufte. Aber wir mußten den Umständen entsprechend immerhin ganz zufrieden sein, denn wir hatten ein Dach über uns, ein landesübliches «cadre de lona» mit ganz reinlicher Wäsche zum Schlafen, sowie leidlich gutes Essen und Trinken für des Leibes Nahrung und Notdurft.
Wenn sich, nachdem wir das Licht gelöscht hatten, unter den Balken des Daches Fledermäuse und Ratten ein Stelldichein gaben, so mußte man das eben hier an der Grenze der Wildnis mit in den Kauf nehmen.
Vorm Schlafengehen besahen wir uns noch den Neujahrsball in der Kaserne, wo wir von dem brasilianischen Oberst sehr liebenswürdig empfangen wurden, er versprach, uns in jeder Weise zu unterstützen, wenn wir auf der Tour seine Hilfe bedürfen sollten. Es war überraschend, daß es sogar unter den Offizieren dieser entlegenen Urwaldgarnison einige gab, welche Deutsch lernten, um sich für die Kriegsakademie in Río de Janeiro vorzubereiten.
Am anderen Tage wollten wir schon zeitig aufbrechen, aber die Pferde, welche der Wirt zu liefern hoch und heilig versprochen hatte, waren nirgends zu sehen, und die Aussicht auf Fortsetzung unserer Reise schien recht trübe, da fast die ganze Einwohnerschaft ihren caña*)-Rausch von der gestrigen Neujahrsfeier ausschlief.
Schließlich gelang es uns jedoch, für teures Geld bei dem Krämer des Ortes vier Pferde und einen indianischen «vaqueano» (Wegkundigen), der uns den Pfad nach dem Iguazú-Wasserfall zeigen

*) Zuckerrohr-Schnaps.

ſollte, aufzutreiben. Eins der Tiere machte einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck, doch verſicherte uns der Vaqueano aufs beſtimmteſte, das Pferd würde den Marſch bequem aushalten, ſo daß wir uns leider überreden ließen, es mitzunehmen. Die Folge war dann allerdings ſo, wie es in Uhlands Liede heißt: «Faſt mußte der Reiter die Mähre tragen!»

Gegen 11 Uhr, in der Mittagsſchwüle, ſetzte ſich unſere kleine Karawane endlich in Bewegung, und bald umfing uns der herrlichſte Urwald. Der Weg war anfangs recht bequem, denn er folgte der Spur der erſt vor kurzem durch Militär angelegten Telegraphenlinie nach Coritiba, bald aber wurde der Ritt ziemlich beſchwerlich, denn der Pfad, welcher einſt für die argentiniſch-braſilianiſche Grenzregulierungs-Kommiſſion in das Dickicht gehauen worden war, hatte ſich inzwiſchen in eine ſogenannte «picada sucia», was man etwa mit «verwachſene Schneiſe» überſetzen könnte, verwandelt. Häufig waren mächtige, meterdicke Stämme mit ihrem ganzen Anhange von Lianen und Philodendren über den Weg geſtürzt und nötigten zu weiten Umwegen durch das Geſtrüpp, während an anderen Stellen Bambusſtauden und Rieſenfarne den Pfad überwuchert hatten, ſo daß wir ohne den Vaqueano, der mit ſeinem Machete den Weg bahnte, wohl nach kurzer Zeit zur Umkehr gezwungen geweſen ſein würden oder uns im Dickicht verirrt hätten.

Von der herzerquickenden Friſche, die wir Deutſchen als ein ſelbſtverſtändliches Attribut unſerer heimiſchen Wälder anſehen, darf man nun freilich im tropiſchen Urwalde ein für allemal nichts erwarten. Unter dem weiten Blätterdache, durch das die Strahlen der Sonne nur gedämpft hindurchdringen, herrſchte eine erdrückend ſchwüle Treibhausluft, und die zahlloſen Inſekten: mosquitos, tábanos, bariquíes und wie ſie alle heißen mögen, die Menſch und Pferd mit unerſättlichem Blutdurſte verfolgen, laſſen einen reinen, ungetrübten Genuß an der Üppigkeit und Farbenpracht des herrlichen Pflanzenwuchſes nicht recht aufkommen.

Nach einem ſechsſtündigen Ritte, bei dem Dr. K., ich will dahingeſtellt ſein laſſen, ob infolge der Tücken des Waldes oder der eigenen Reitkunſt, mehrmals unfreiwillig den Sattel verließ, hörten wir ſchon das Donnern des Kataraktes ganz nahe, als plötzlich ein gewaltiger Gewitterguß herniederging und uns in wenigen Sekunden bis auf die Haut durchnäßte.

Glücklicherweiſe war mir der poncho, den ich als Decke unter den breiten mexikaniſchen Sattel gelegt hatte, und etwas Wäſche im Mantelſack trocken geblieben, aber für meine beiden Gefährten war die Ausſicht, die Nacht in ihren völlig durchnäßten Kleidern zubringen zu müſſen, beſonders wegen der Fiebergefahr, wenig angenehm.

Am Ufer des Iguazú-Fluſſes trafen wir eine halbverfallene Schutzhütte, die vor einigen Jahren für die Grenzkommiſſion oder etwaige Touriſten errichtet, dann aber völlig vernachläſſigt worden war, doch gewährte ſie wenigſtens gegen den Regen Schutz.
Da man von dieſer Hütte aus nur das gegenüberliegende argentiniſche Ufer mit einem kleinen Teile des ungeheuren Halbkreiſes, den die Iguazú-Fälle bilden, überſehen konnte, machten Herr M. und ich uns ſofort auf, um durch den regenfeuchten Wald bis an das Ufer oberhalb des Kataraktes vorzudringen.
Unſer Führer hatte kategoriſch erklärt, vorläufig nicht weiter mitgehen zu wollen, und ſo mußte der dritte von uns bei Gepäck und Pferden zurückbleiben, denn man konnte nicht wiſſen, ob der liebenswürdige Herr Peon nicht etwa Luſt bekam, ſich mit unſeren Sachen ſeitwärts in die Büſche zu ſchlagen.
Es war nicht gerade leicht, durch das naſſe Geſtrüpp vorzudringen, denn der Pfad, welcher einſt hier exiſtiert hatte, war völlig überwuchert. Indeſſen der Anblick, der ſich uns nach etwa 10 Minuten angeſtrengten Kletterns und Kriechens bot, belohnte reichlich alle aufgewandte Mühe.
Die Strahlen der nach dem Gewitter hell und klar untergehenden Sonne beleuchteten ein Schauſpiel, ſo herrlich und einzigartig, wie es keine Feder beſchreiben und kein Pinſel auf die Leinwand zaubern kann.
Was ſich da vor unſeren ſtaunenden Augen ausbreitete, das war kein Waſſerfall, ſondern ein ganzes Chaos von Waſſerfällen, einer immer größer und ſchöner als der andere. Das Flußbett bildete hier zwei ungeheure hufeiſenförmige Granitſtufen, deren Geſamtausdehnung faſt 4000 m erreicht, während die Höhe jeder einzelnen etwas 30—40 m beträgt. Über ſie hinweg ſchießen donnernd und brauſend in raſendem Sturz die Waſſer; bald in einem einzigen ungeheuren Sprung über beide Terraſſen hinwegſetzend, bald von Stufe zu Stufe, von Felsblock zu Felsblock hüpfend und in weißliche Schaumwolken zerſtiebend, bald als Sturzbäche, wie ein ſilberhelles Band ſich durch Felstrümmer und Geſträuch hindurchwindend.
Dies ganze wildromantiſche Bild der toſenden und brauſenden Waſſer umgibt als feierlich ernſter Rahmen in erhabener Ruhe der ſchweigende Urwald. Jedes Fleckchen Erde und jeder Felsblock, der aus dem kochenden Giſcht der tobenden Fluten auftaucht, iſt mit üppigem Grün bedeckt. Schlanke Palmen recken ihre biegſamen Stämme und majeſtätiſchen Kronen inmitten des grauſigen Sturzes gen Himmel, und raſtlos peitſcht das wilde Spiel der Wellen die Zweige und Schlingpflanzen der Uferbäume, die bis in den Strudel herabhängen.

Der Genuß dieſes einzigartigen Schauſpiels iſt um ſo tiefer und reiner, als kein elendes Menſchenwerk dem Beſchauer verkümmert, was ſo groß und herrlich aus des Weltenſchöpfers Meiſterhand hervorgegangen iſt.

Beinahe wäre mir jedoch noch im letzten Augenblick, unmittelbar am Ziele, durch ein lächerliches Mißgeſchick der Anblick all' dieſer Pracht vorenthalten worden, denn als ich mich, halbverdurſtet durch die Anſtrengungen des Rittes und des letzten ſchwierigen Marſches über das Waſſer beugte, um nach Art der dreihundert Auserwählten Gideons meinen Durſt zu löſchen, fiel mir der Kneifer in den Strudel und verſchwand auf Nimmerwiederſehen. Hätte ich nicht, infolge früherer Ritte durch den Urwald gewitzigt, eine Reſervebrille bei mir gehabt, ſo wäre es um den Genuß des Schauens geſchehen geweſen. Trotz des Mißgeſchickes mußte ich über dieſe Tücke des Iguazú herzlich lachen, und im Stillen ſagte ich mir: Recht haſt du, neidiſcher Urwaldſtrom, deine Schönheit gegen Profanierung durch bebrillte Augen zu verteidigen; aber leider wird es dir wenig nützen!

Heute zwar kommen dieſe heimtückiſchen Brillenmänner noch als harmloſe Touriſten, um ſich am Anblick deiner Wunder zu erlaben, bald aber werden es Ingenieure und Baumeiſter ſein, welche die Kraft deiner toſenden Waſſer mit mathematiſchen Formeln berechnen, welche die ragenden Urwaldrieſen, die deine Ufer beſchatten, mit unbarmherzigen Streichen fällen und dich ſelbſt, du ſtolzer, unbändiger Geſelle, in eherne Feſſeln ſchlagen.

Dann wirſt du, in Kanäle und Turbinen gezwängt wie dein nördlicher Bruder, der Niágara, dereinſt Millionenſtädten an den Ufern des Paraná als Kraftquelle für ihre Elektrizitätswerke dienen; aber für immer wird verſchwunden ſein all die Herrlichkeit im tiefen Waldesfrieden, die heute unſer ſchönheitstrunkenes Auge geſchaut und die der Guarani-Indianer, der dich zuerſt mit ſtaunender Bewunderung erblickte, ſo einfach und treffend zum Ausdruck brachte, indem er dich «y—guazú», das große Waſſer nannte.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Berichte des Naturwissenschaftlichen Verein für Bielefeld und Umgegend

Jahr/Year: 1911

Band/Volume: 2

Autor(en)/Author(s): Hölzer Volkmar

Artikel/Article: Auf zum Jguazú! Ein Weihnachtsausflug in den brasilianischen Urwald 1-22